Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 222 — Bromberg, den 27. September — 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(Schluß.)

Der Rothschädel wurde rot bis an die Haarwurzeln und vergaß, sich zu schneuzen.

„Na, Florl — hiatzt red' . . ." stichelte der Fiederer.

Aber der Florl ließ sich nicht sticheln. Er sagte sehr würdevoll:

„Hiatzt — i tua mi sehr schön bedanken, weil ma ohne Weib kan' Hof net ordentli führen kann — und — weil i überhaupt ganz einverstanden bin."

Der Sepp Gairinger stand auf:

„Und i bedank mi halt z'wegen mei Muatterl, und sö werd auf dem Platzerl grad richti san. — Is a prima Wirtschafterin und werd scho Ordnung halten."

Der Hannes, den der Ungar lächelnd ansah, sagte nichts. Unter dem Tisch preßte er die Hände zusammen, daß die Gelenke nur so knackten. Er war glücklich, sah Ladislaus an, und tiefer Dank sprach aus diesem Blick.

Meszlényi setzte nun auseinander, wie er sich die Tätigkeit der Frauen vorstellte. Er meinte, alles werde gut werden.

Mit verstärktem Arbeitseifer wurde auf dem Zimmerplatz geschafft. Das Ackerfeld bedeckte sich mit zartem Grün, die Wiesen wechselten das Gelb des Herbstes in das sprießende Grün des neuen Lebens.

Ende Juni war das Bauholz zugerichtet, und der Transport zu den Baustellen begann. Meszlényi gab an diesem bedeutsamen Tage ein Fest — ein Männerfest mit gutem Essen und dunklem Bier, das er durch den Sepp von Sainte Adèle hatte holen lassen.

An diesem Tage auch sprach der Gairinger, nach einigen Flaschen dunklen Bieres, mit Ladislaus von Meszlényi. Er bat ihn, den Freiwerber beim Vater Monikas für ihn zu machen. Mit Monika Bassecourt war er völlig einig. Es war nur ein einziger Haken: Der Vater wollte den tüchtigen Mann zu sich in das Geschäft nehmen — der Sepp Gairinger aber weigerte sich hartnäckig, Lac Renaud zu verlassen. Er wollte hier in seiner Hütte, die ihm der Herr bauen ließ, ein Lager mit Waren aus dem Laden seines zukünftigen Schwiegervaters aufmachen. Er selbst aber wollte weiter für die Sieben und den Herrn und dann auch für die erwarteten fremden Gäste kochen.

Und der Herr möge dies dem Alten beibringen und sagen, daß der Sepp Gairinger auch einen Batzen Geld habe — vom Gairingerhof, wenn die Frau Mutter käme. Und daß die Monika doch eine Deutsche sei und deshalb bald bei ihm deutsch lernen müsse . . .

Ladislaus gratulierte und versprach, alles zu tun, was der Sepp wünschte.

Und der Sepp wurde vergnügt, blies auf der Mundharmonika steirische Gstanzeln und hatte am Ende des Festes einen Rührungsanfall vor lauter Punsch, Glück und Seligkeit.

Am Silbertannenberg herrschte rege Tätigkeit. Alle waren da, griffen zu, arbeiteten mit Lust und Eifer. Der Gairinger kochte heute und an den folgenden Tagen im großen Kupferkessel neben der Baustelle. Und das nur, um in den Zeitpausen mit allen Kräften beim Bau behilflich sein zu können. Die Wohnhütte und der Stall standen zu dieser Zeit unter der Aufsicht des kleinen André, der dort Ordnung hielt und die Tiere versorgte. Stolz sagte der Florl:

„Alsdann — da siagt ma, was so a Erziehung zu an richtigen Bauern macht. Melken kan er a scho. Da Grauschimmel is rein valiebt in den Buam, und dö Küh glotzen alleweil umanander, wann da Bua net im Stall is. Und dö Lila — dö laßt ihre klan' Hund' überhaupt nur von dem Buam angreifen."

Axtschläge hallten, Sägen pfiffen und kreischten, Hammerschläge tönten, und das Jagdhaus Meszlényis wuchs aus dem Boden wie durch Zauberhand.

Am achtzehnten August, dem Geburtstage des alten Kaisers, dem Jahrestage, an dem den Männern in Oberdorf durch einen Brief aus der Ferne neue, arbeitsreiche Zukunft aufgeschlossen wurde, stand das Haus im Stile der obersteirischen Jagdhäuser fix und fertig da.

Es hatte die vom Zinner geforderte „Feranda", und an der spitzen Stirnwand prangten drei mächtige Wapitigeweihe. Das Haus hatte eine geräumige Wohnstube, einen bequemen Schlafraum, Küche, Kammer und ein luftiges Mansardenzimmer. Hoch oben am Dachfirst hatte der Fiederer eine kleine Edeltanne angebracht, rote und weiße Bändchen bewegten sich im leichten Sommerwind.

An diesem bedeutungsvollen Tage waren die Polizeistation und Vater Bassecourt mit Monika zu einem prunkvollen Festessen geladen. Der Gairinger hatte sein Bestes geleistet. Hochrot vor Herdglut, Eifer und Aufregung, leitete er wie ein General die Vorbereitungen zum Empfang. Als gegen Mittag aus dem Waldweg ein Fuhrwerk, begleitet von den berittenen Beamten des Postens, anrollte, standen die Jäger vor der Silbertanne und feuerten Begrüßungssalven in den blauen, sonnendurchzitterten Augusttag.

Meszlényi empfing als Hausherr die Gäste auf das herzlichste. Die Steiermärker hatten ihre Galatracht mit allen Kriegsauszeichnungen angelegt. Der Sepp half dem Mädchen Monika galant vom Wagen, was mit einem fröhlichen, glücklichen Lächeln quittiert wurde. Dann besahen die Gäste das Bauwerk, in dessen großem Wohnraum die Festtafel aufgestellt war. Voll Bewunderung und Lob staunten sie über den Geschmack, die Geschicklichkeit und die solide Arbeit der Männer aus der Steiermark.

Dann aber stand der Gairinger plötzlich mit dem Blechteller da, schwang den Kochlöffel und ließ den Teller klingen.

„Leut — kommts futtern!" schrie er mit Stentorstimme.

Der Sepp hatte sich selbst übertroffen. Es gab eine Wildsuppe, es gab wunderbaren Lachs, es gab Hirschbraten und Truthühner, dazu dunkles Bier — ganze Batterien —, schwarzen Kaffe und ein Schnäpschen.

Die Gäste ließen sich nicht nötigen. Man saß vergnügt am langen Tisch. Meszlényi präsidierte. Rechts von ihm saß Monika, links der Inspektor, gegenüber der alte Vater Bassecourt, flankiert vom Rothschädel und dem leeren Stuhl des Sepp Gairinger.

Es wurde mit gutem Hunger gegessen, mit gutem Durst getrunken, und jeder war vergnügt und guter Dinge. Der Rothschädel und der alte Krämer unterhielten sich vortrefflich — sie lachten beide wie toll und tranken sich zu. Was dies für eine Unterhaltung war, konnte man im allgemeinen Stimmengewirr nicht ausmachen. Der Höhepunkt der Angelegenheit wurde jedoch erreicht, als Meszlényi nach dem Braten höchst ernsthaft an das Glas klopfte.

Erwartungsvolle Stille entstand — nur das Mädchen Monika wurde bis über die Ohren rot und warf dem Sepp, der ihr gegenübersaß, einen zärtlich flehenden Blick zu.

„Meine lieben Freunde — meine lieben Gäste", sagte Meszlényi, „ein ganzes arbeitsreiches Jahr ist verflossen, und wir haben bewiesen, daß wir fähig sind, Arbeit zu leisten. Der Bau, der heute eingeweiht wird, gibt ebenso Zeugnis von eurer Tüchtigkeit wie auch alle vorhergehenden Leistungen. Ich danke euch aus vollem Herzen für eure Treue, Aufopferung und Freundschaft!

Aber meine lieben Gäste und Freunde, wir feiern heute nicht nur eure Arbeit! Ich bitte euch, mit mir auf das Wohl des hier in unserer Mitte sitzenden Brautpaares, auf das Wohl des Fräulein Monika und meines lieben guten Freundes Sepp Gairinger anzustoßen und euer Glas zu leeren!"

Ladislaus hatte zuerst französisch, dann heimatlich deutsch gesprochen.

Donnerndes Hurra flog auf, jeder beeilte sich, dem freudestrahlenden Sepp, der errötenden Monika und dem Vater Bassecourt die Hände zu quetschen. Die Stimmung stieg infolge dieses freudigen Ereignisses ins Urgemütliche. Der Florian Rothschädel, der schließlich einen kleinen Schwips hatte, sagte zum Vater Bassecourt, stotternd und ein wenig wackelnd:

„Mo scher ami, sche vus ehm, bermettee ke sche vus embraß!"

Dann drehte er sich zum Fiederer und sagte triumphierend:

„Na, du Lackel, was sagst hiatzt? Han? Kann i Franzesisch oder net?"

Das Fest dauerte bis gegen den späten Abend. Um acht Uhr fuhren oder ritten die Gäste hochbefriedigt heim.

*

Am folgenden Morgen waren alle wieder auf dem Zimmerplatz versammelt. Unter den Hieben der Äxte und dem Gesang der Hämmer und Sägen wurde das Bauholz für den zweiten notwendigen Bau, den Wirtschaftshof und die Stallungen Florian Rothschädels, zugerichtet.

Der Florl war mit glühendem Eifer bei der Sache.

Er versprach besonders den beiden Jägern, dem Heinrich und dem Peter, goldene Berge in Form von Gratisterz, Millirahmstrudel und Hausgselchtem, wenn die beiden nur recht fest dahinter wären.

So gedieh auch diese Arbeit. Die Witterung war gleichmäßig gut, und die Saat wogte schon in den Sommerwinden.

Eines Nachmittags, nach der Arbeit, als die Männer das Werkzeug weglegten, um den täglichen Nachmittagstee zu sich zu nehmen, stieß der Zinner den Fiederer an. Man weiß, daß diese beiden Eisenköpfe hatten, Entschlüsse faßten, von denen sie sich nie und nimmer abbringen ließen. Der Fiederer trat zu Meszlényi, die feiernde Axt in der Faust.

„Alsdann", begann er seine lange vorher schon mit dem Peter besprochene Rede, „alsdann, Herr was i nur g'schwind sagen möcht', weil ma grad so schön bei'nander stengan tuan: San S' ma net bös, aber mir zwa ham' was zum sagen."

Der Zinner hatte dem sich verhaspelnden Redestrom seines Spezi aufmerksam und schweigend gelauscht. Jetzt gab er ihm einen Rippenstoß, der Heinrich ging zur Seite, und der Zinner begann zu sprechen.

„Mei Liaba", sagte er zu Meszlényi, „hiatzt red i amal was. Weil i grad aufg'legt bin. Und weil da lauter fremde Leit herkommen wer'n und weil schon a halbete Stadt aufbaut werd, und weil dös Wild dös net gern hat und mir zwa a net, so muaßt einsegen, daß mir zwa Jager im Herbst, so um an November herum, abfahren tuan nach'm Norden, in die enteren Wälder, wo's kane Stadtfrack geben tuat, was aus Langerweil dö Hirschen schiaßen. Und mir bauen uns a paar guate Schlitten und kafen uns Hund', und dann gengan ma im Urwald. Und den Hannes nehm' ma mit, weil der a tüchtiger Schütz heut schon is, und Schneid hat a a.

Und so um an Jänner, da kimmen ma z'ruck zu dera Waldarwat. Und auf die Schlitten wer ma da a Pelzwerk bringen, was sie g'waschen hat, und wirst deine Augen nur so aufsperren. Und wann's da bei die vüllen Leit langweili werd, so kimmst a mit.

Und so wer ma im Summa da san, und im Winta san ma Pelzjager. Und hiatzt, mei Liaba, muaßt sagen, was d' denkst."

Schnaufend hielt der Zinner inne. Er blickte erwartungsvoll und auf Zustimmung hoffend auf Ladislaus, dessen Hand er während der Rede ergriffen hatte und fest in der seinen hielt.

Meszlényi betrachtete die beiden Riesen. Ja — das war das Richtige für diese Waldmenschen. Sie würden sich nie glücklich fühlen, wenn sie nicht frei und ungebunden kommen und gehen konnten. Und für den Hannes würde es eine vorzügliche Schule sein.

„Einverstanden", sagte der Ungar, „im Sommer bei mir, während der Jagdzeit in den Wäldern des Nordens. Und der Hannes — da müßt ihr den Toni fragen."

Der Zinner schüttelte ihm die Hand.

„Nix für ungut", sagte er. Und zum Heinrich: „Na, siagst es — hiatzt ham' ma, was ma woll'n."

*

Am zweiten September traf von der Poststation ein reitender Bote ein. Die Männer waren alle mit dem Aufbau des Wirtschaftshofes beschäftigt und auf dem Bauplatz. Die geräumige Wohnhütte war schon unter Dach, das langgedehnte Stallgebäude — „für a dreißig Stuck", wie der Florl schmunzelnd feststellte — wuchs aus dem Boden.

Der Reiter hielt auf den Arbeitsplatz zu und übergab Meszlényi eine Depesche. Dieser öffnete. Dann rief er:

„Hallo! Männer — horcht! Eine Nachricht aus der alten Heimat." Und er las in die feierliche Stille hinein:

„Meszlényi — Lac Renaud — Comté de Terrebonne — Quebec — Canada. Stop. — Eintreffen zehnten September Dampfer „Britannia" Montreal. Stop. Josefa Gairinger. Stop. Katharina Hofbauer. Stop. Maria Hirschgruber Stop. Glück auf. Stop. Kummer."

— Ende. —

Spaß im Gran Chaco.

Abenteuerliche Skizze von **Konrad Seiffert.**

Natürlich kamen wir auf blöde Gedanken. Wenn Männer zusammen sind, die nichts weiter tun, als im Schatten liegen, rauchen, dösen, mit Revolvern spielen, dann kann das gefährlich werden. Es wurde gefährlich. Es gab fast jeden Tag eine Schießerei wegen irgend einer Nichtigkeit.

Ich war ein Gringo unter diesen Männern. Man muß seinen Spaß an einem Gringo haben, wenn man schon weiter keinen Spaß hat. Sie neckten mich. Ich mußte mitmachen. Ich mußte meine Löhnung an die Männer verspielen.

Einer der schlimmsten meiner Peiniger war ein Mulatte vom Parana, Fernando, ein Riese, dem ich kaum bis zur Schulter reichte. Dieser Fernando hatte meine Ausplünderung planmäßig durchgeführt. Ich war wehrlos dagegen. Ich besaß nichts außer Hemd, Hut, Hose und den Schuhen.

Wir saßen unten am Ufer, im Kreis, beim Schnaps. „Nein", sagte ich noch einmal, „ich habe wirklich kein Geld mehr, es hat keinen Zweck, ihr versäumt nur eure Zeit."

Da sprang der Mulatte wütend auf und hob mich mit einem Ruck hoch. Ich wollte mich wehren und strampelte mit den Beinen. Der Mulatte hielt meine Arme dicht an meinen Körper gepreßt.

„Loslassen!" schrie ich. Meine Stimme schrillte. Es war Angst. „Loslassen! Was wollt ihr eigentlich von mir?"

Vergebens . . . Sie lachten. Sie johlten. Sie tanzten um mich und um Fernando herum. Der Mulatte schleifte mich den Abhang hoch, während ich schrie und mich bemühte, wenigstens die Arme freizubekommen.

Sie hatten alle zuviel getrunken. Ich trat mit den Füßen nach den Knien Fernandos. Manchmal traf ich gut. Aber jedesmal, wenn ich getroffen hatte, preßte mich der Kerl noch fester an seinen Leib.

Was wollte die johlende Gesellschaft eigentlich von mir? Was konnte mir geschehen? Nichts. Berauben? — Ich besaß nichts. Ermorden? — Wozu? Weil ich nicht mit ihnen Karten spielen wollte? — Allerdings: man fragte hier nicht viel nach Gründen.

An der steilsten Stelle des Uferabhangs stolperte der Mulatte. Er mußte eine Hand loslassen, weil er die brauchte, um sich an einem Grasbüschel festzuhalten. Und sein linker Arm, der mich noch umklammert hielt, gab gleichzeitig erheblich nach. Mit dem Absatz meines Stiefels traf ich jetzt das Knie des Riesen, daß er aufheulend zusammenzuckte. Und dann bekam ich meine Arme frei, hieb wie toll in das breite, fett- und schweißglänzende Gesicht des Mulatten. Blut schoß aus seiner Nase, er verdrehte die Augen, das Weiße seiner Augen sah rötlich aus. Ich hieb in diese Augen, die mich anstierten, der Kerl grunzte und keuchte, sein heißer Atem ging mir mitten ins Gesicht, er griff wieder mit der rechten Hand nach mir, er griff daneben, er stolperte noch einmal, und im gleichen Augenblick drehte ich mich aus der gelockerten Umklammerung heraus, hieb in neuer Wut noch einmal nach dem glänzenden Gesicht, schlug vorbei, in die Luft, die Wucht des Schlages brachte mich zum Taumeln, ist stolperte, fiel, raffte mich wieder auf, stolperte wieder, fluchte, schrie in meiner Angst.

Alle lachten, gröhlten, johlten, freuten sich über den ungeschickten Gringo. Ich rannte den Hügel hinunter, durch den weißen, mahlenden, saugenden Sand des Flußufers. Hinter mir schrien sie. Ich verstand nichts.

Dann hörte ich Fernando. Er keuchte. Sein schwerer Körper schoß hinter mir her, den Abhang hinunter, wie eine Dampfwalze. Er wird dich zermalmen, wenn er dich erreicht, dachte ich, er darf dich nicht erreichen. Der Sand hing wie Blei, wie kochender Asphalt an meinen Schuhsohlen. Vor meinen Augen flimmerte es. Die Sonne flirrte über den unbarmherzigen Sand. Zweihundert Meter waren es vielleicht noch bis zum Fluß hin, der in vier flachen Armen durch die Unendlichkeit dieser Ebene kroch.

Zur Regenzeit, dachte ich beim Rennen, zur Regenzeit ist dieser Mistfluß ein gelbes, gurgelndes Meer ohne Ufer. Und jetzt, wo man ein Hindernis für einen verrückt gewordenen, betrunkenen Mulatten braucht, jetzt kann man sich die Lunge aus dem Hals rennen!

Mein Herz raste. Aber ich kam dem Fluß näher, dem ersten Flußarm, der vielleicht fünfundzwanzig Meter breit war. Wie tief mochte er sein? Ich dachte daran, daß ich ein schlechter Schwimmer war. Aber ich rannte auf das Wasser zu. Mir blieb weiter nichts übrig. Dicht hinter mir keuchte, röhrte, rasselte der Mulatte.

War dieser Tümpel für diesen Kerl ein Hindernis? Als Junge hatte ich irgendwo einmal gelesen, daß die Mulatten nicht schwimmen können. Lächerlich war das! Aber vielleicht stimmte es trotzdem!

Nun rannte ich über den Sandrücken. Schräg unter mir schlich langsam, undurchsichtig das Wasser des Flußarmes. Hinunter, hinein. Alles war gleichgültig!

Rechts von mir schoß zischend ein Alligator in den Fluß. Ein Riesentier! Allmächtiger! Mir stieg es sauer aus dem Magen auf. Ich mußte die Augen schließen. Wenn ich doch lieber stehen blieb? Ich mußte mein Tempo schon verlangsamt haben. Denn nun war Fernando ganz dicht hinter mir. Ich drehte mich im Laufen nach ihm um. Sein Gesicht war unbeschreiblich verzerrt. Er hielt sein Messer in der Hand. Es war klar, daß er mich erledigen würde . . . Und der Alligator?

Hinein ins Wasser! Das Wasser war eine lauwarme Jauche, eine Brühe mit Schlamm, langen Fäden, pestartigem Gestank, quakenden Blasen. Ich planschte mit den Händen kräftig drauflos. Denn, so steht es in vielen Büchern geschrieben, je mehr Lärm man beim Durchwaten eines Flusses mache, desto weniger angriffslustig seien die Alligatoren.

Der Alligator griff nicht an. Die Jauche spritzte unter meinen Schlägen hoch, stemmte sich gegen meine Schenkel und gegen meine Brust; ich versank in ihr bis zu den Schultern, bis zum Hals, und hinter mir schnaufte der Mulatte. Er war doch ins Wasser gegangen. Es stimmte also nicht, was ich in den interessanten Heften mit den bunten Titelbildern gelesen hatte.

Ich keuchte weiter. Zu schwimmen brauchte ich nicht. Ich kam so an das andere Ufer. Aber der Mulatte doch auch! Das Wasser ging mir nur noch bis zu den Hüften. Noch ein paar Schritte, und ich war sicher vor dem Alligator.

Da heute der Riese hinter mir auf. Ich tat noch zwei Schritte. Dann zitterten meine Knie so stark, daß ich umzufallen drohte. Ich merkte, wie das Blut in meinen Adern stillstand. Ich drehte mich nach dem Mulatten um . . .

Der Alligator hatte ihn gepackt. Die Bestie war von vorn an den Menschen herangeschossen, hielt ihn an Brust, Schulter und Oberarm zwischen den malmenden Kiefern und zerrte ihn tiefer ins Wasser hinein. Aber sie zerrte nicht lange. Der Kerl stach mit dem Messer, das er in der Hand hielt, in das rechte Auge des Alligators. Er traf. Er drehte das Messer im Auge um. Er bohrte es ganz tief, bis zum Heft hinein und ruckte mit ihm hin und her. Blut, Schaum, graues, rötliches Gerinnsel floß über den Kopf des Tieres.

Dann ließ der Alligator los, verschwand. Der Mulatte schwankte. In der rot gefärbten Stelle des Flußarmes legte er sich langsam um. Das wollige Haar seines Kopfes war das letzte was ich von ihm sah. Neben dem Alligator verschwand er in der Brühe aus Wasser, Schlamm und Blut.

Auf allen Vieren kroch ist auf den Sand. Dort blieb ich liegen, ohne mich zu bewegen. Als ich wieder einigermaßen zu mir gekommen war, standen sie drüben auf der anderen Seite des Flußarmes. An der Stelle in der Jauche, wo der Alligator und der Mulatte verschwunden waren, brodelte es von hunderttausend Flossenschlägen: die Räuber, die Piranyas, die Gesundheitspolizisten der Flüsse, waren schon am Werk.

Von drüben riefen sie mir zu, ich solle nur ruhig warten, bis die Piranyas so ziemlich fertig seien. Und sie würden mir schon helfen. Dann machten sie ein paar Sprengpatronen zurecht. Wir, sie auf ihrer Seite, ich auf meiner, wir gingen etwa hundert Meter flußaufwärts. Dort warfen sie die Patronen ins Wasser. Aber diese Vorsichtsmaßregel war nicht einmal notwendig. Nur einige der Raubfische kamen tot an die Wasseroberfläche. Die anderen waren noch mit dem Mulatten und mit dem Alligator beschäftigt.

Wenn man nach einer Straße fragt.

Heitere Erfahrungen, verzeichnet von **Emil Heyse.**

Berlin.

Auf der vorderen Plattform der Elektrischen steht neben mir ein Franzose. Aufgeregt fragt er den Wagenlenker: „Is jetz Kurfürstendaam?"

Gemächlich brummt der Wagenlenker: „Ik wer's 'nscho" sahn!" („Ich werds Ihnen schon sagen.")

Bei der nächsten Haltestelle drängt der Franzose wieder: „Is Kurfürstendaam?"

„Ikwersnschosahn", kommt ruhig die Antwort.

Ich will dem Franzosen helfen „Kurfürstendamm — c'est la troisième station, monsieur."

Der Wagenlenker sieht mich über die Schulter mitleidig an: „Da brauch'n Se sich keene Müh' jeben, Herr. Der vasteht ja nich mal mir."

Florenz.

„Wie komme ich in die Via Giotto?"

Der Angeredete hebt den Kopf, scheint angestrengt nachzudenken. „Via Giotto? — Es tut mir so leid — ich kann es Ihnen nicht sagen."

Der Fremde grüßt und will weiter. „Herr, fragen Sie doch, bitte, dort in dem kleinen Singvogelgeschäft nach!"

hält ihn der Einheimische zurück und zeigt auf ein kleines Kellergeschäft an der Ecke der Straße.

„Danke", sagt der Fremde, „warum übrigens soll ich gerade in dem kleinen Singvogelgeschäft fragen?"

„Oh, Herr!" Der Einheimische hebt entzückt die Augen zum Himmel. „Der Besitzer dort spricht das schönste Italienisch in der ganzen Stadt!"

St. Petersburg.

Im alten St. Petersburg sprach ich auf menschenleerer Gasse einen zerlumpten Russen an. Ich konnte die Bolotnajastraße nicht finden.

„Die Bolotnaja?" sagte der Mann wegwerfend. „Nu das ist dir auch eine Straße, Herr! Einfach gesprochen — der Teufel soll da tanzen! So ist das, — sicher. — Schmutzig ist sie, und Löcher sind im Boden — so groß! Nur ein Waldgespenst kann da herumklettern."

„Gut, gut, mein Lieber, aber wie komm' ich hin?"

„Was willst du da, Herr?" Er wurde unwillig. „Ich steh' doch vor dir und erzähle, wie's da aussieht. Keine Straße ist das für dich. Nur für arme Leute und Barfüßler. Die kennen ja nichts Besseres, die Verkommenen. — Du aber geh' auf den Newsky Prospekt, mein Gesegneter. Dort fahren der Kaiser und die Fürsten. Und Licht ist da! Die Sonne, die rote, kann soviel Helligkeit nicht zaubern. Und dann die herrlichen Schaufenster . . .!"

„Ich muß aber in die Bolotnaja, hab' dort zu tun, — sag' mir endlich, wie ich hinkomme", unterbrach ich ihn verzweifelt.

„Der Herr mit dir und deiner Bolotnaja!" schrie er beleidigt. „Betrunkene lärmen dort, und jedes Jahr wird einer umgebracht. . . . Bolotnaja!" Er spuckte aus. „Auf den Newsky geh' du, — so eine Straße gibts selbst in Amerilika nicht . . ."

Ärgerlich verließ ich ihn und hörte, wie er mir nachbrummte: Da meint man es gut, gibt sich Mühe, aber so ein amerilikanischer Hecht glaubt dir natürlich nicht, — so ein Akrobat, ein Gelbäugiger", — die Stimme sank zu tiefster Verachtung — „so ein Professor!"

Budapest.

Eine hübsche junge Dame fragt nach der Batthyanyi utcza.

„Oh, Gnädigste", sagt der Budapester Herr, „wird mir ein Vergnügen sein, Gnädigste hinzuführen. Ist, bittä, gar nicht weit. Nur paar Schritte. Bittä sich mir nur anzuvertrauen. — Gefällt Gnädigster Budapest? Nicht wahr, schöne Stadt! Konn Gnädigste versichern, is fröhliches, ich möchte sagen, heiteres Leben hier. — Haben Gnädigste Bekannte hier?"

„Nein", sagt die Dame kurz. —

„Würde mir Vergnügen daraus machen, Gnädigste in das Leben hier einzuführen. Wenn Gnädigste heute abend frei wären . . ."

„Bitte, wo ist die Batthyanyistraße?" —

„Gleich, bittä, wir kommen hin. Aber wenn Gnädigste erlauben, — heute ist ausgezeichnete Vorstellung von „Figaros Hochzeit". Könnten hingehen . . . — Dürfte Gnädigste vielleicht nachher zu kleinen Souper einladen. Musik, Zigeuner — dann entzückende, exklusive Bar — und — und, na und weiteres findet sich dann . . ."

Die Dame ist empört: „Mein Herr, ich hab' Sie nur nach der Batthyanyistraße gefragt. Wie kommen Sie dazu, mir ohne weiteres unsittliche Anträge zu machen?"

Entwaffnet lächelt der Herr. „Aber bittä, Gnädigste, wieso denn unsittliche Anträge?! Wollte nur angenehme Bekanntschaft angenehm fortsetzen. Gnädigste sind dagegen — bittä! Nicht — nicht!"

Er lüftet höflich den Hut, deutet zurück: „Und die Batthyanyi utcza beginnt gerade an der Ecke, wo wir ins Gespräch gekommen sind."

München.

Auflauf in der Theresienstraße in Schwabing. Ein kleiner Bub hat sich verlaufen, heult.

„Wie hoast D' denn?"

„Hansl."

„Na, mit Vatersnamen?" — Der Bub heult.

„Wohnst 'leicht in der Louisenstraße? — In der Augustenstraße?"

„Woaß net."

„Meine Herrschaften", mischt sich ein norddeutscher Dialekt hinein, „so kommen wir nicht zu Rand. Jemand muß das Kind zur nächsten Polizeiwache bringen."

„A, war no schöner!" Ein Münchner greift ein. „Polizei — dös braucht's net. Geh' her, Hansl, hör zu: Wo holst denn für dein' Vater 's Bier?"

„Beim Storchenwirt", schluchzt pünktlich der Knirps.

„No alsdann!" Der Bäuchige dreht sich behaglich um, „geh'n ma halt zum Storchenwirt, dös is die zweite Straß' ums Eck. Da wern ma's glei hab'n, wo der Bua hing'hört."

Dahlien im Spätsommer.

Des Sommers letztes Lebensblut
Noch einmal selig euch durchrinnt,
Und sacht singt der Septemberwind
Ein Lied von eurer späten Glut.

Wie Liebes, das bald scheiden will
Und sich noch einmal ganz erschließt,
Steht ihr vollendet. Segnend fließt
Ein Leuchten . . . tief und feierstill.

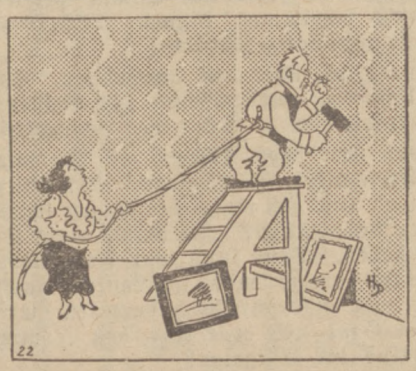
Julius Bausmer.

Bunte Chronik

Der Hahn von der Notre-Dame-Turmspitze.

Aus Paris wird berichtet: Auf der Notre-Dame-Kirche befindet sich ein Hahn, der vor kurzem heruntergeholt wurde, um repariert zu werden. Im Innern des Hahnes wurde eine vergoldete Büchse gefunden. Sie wurde geöffnet und man fand darin die Reliquien der beiden heiligen Beschützer von Paris: des Heiligen Denis und der Heiligen Geneviève. Die Reliquien waren in Papier eingepackt, das das Siegel eines Episkopats trug. Leider hat die Büchse der rauhen Witterung nicht standgehalten, da die Dose auf einer Seite eine Öffnung aufwies, wodurch der kostbare Inhalt in Staub zerfiel. Nur mit Mühe konnten die Namen der beiden Heiligen auf dem vom Regen verwaschenen Papier gelesen werden. Der Kaplan der Notre-Dame-Kirche erklärte, daß in das Innere des Hahnes nach Vollendung der Reparatur neue Reliquien der genannten Heiligen gelegt werden, die aber in einer plombierten Tube verschlossen sein werden, um den Witterungsverhältnissen standzuhalten. Der Kardinal-Erzbischof von Paris wird die Segnung der Reliquien vornehmen. Es wurde noch ein zweites Papier im Innern des von der Notre-Dame-Kirche heruntergeholten Hahnes gefunden, das jedoch nicht entziffert werden konnte.

Lustige Ecke



Der begeisterte Bergsteiger schlägt einen Nagel ein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.